

MEG CABOT
Schwer verliebt

Die Autorin

Meg Cabot stammt aus Bloomington, Indiana. Nach dem Studium wollte sie Designerin werden, jobbte währenddessen in einem Studentenwohnheim und schrieb ihren ersten Roman. Inzwischen ist Meg Cabot eine international höchst erfolgreiche Bestsellerautorin. Sie lebt mit ihrem Ehemann in New York City und Key West.

Bei Blanvalet von Meg Cabot erschienen:

Um die Ecke geküsst · Der will doch nur spielen · aber bitte für immer

Heather Wells – Amateurdetektivin wider Willen:

Darf's ein bisschen mehr sein; schwer verliebt · Mord au Chocolat;
Keine Schokolade ist auch keine Lösung · Gibt es ein Leben nach
der Torte?

Lizzie Nichols – Eine Frau ist nicht zu bremsen

Aber bitte mit Schokolade! · Naschkatze · Hokus Pokus Zuckerkuss

Romantasy

Eternity · Endless · Jenseits · Underworld · Schattenliebe

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Meg Cabot
Schwer verliebt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Margarethe van Pée

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Size 14 is not fat either« bei Avon Trade,
an imprint of Harper Collins Publishers LLC, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe 2019 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © Meg Cabot, LLC, 2006

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007

by Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotive: plainpicture/Lubitz + Dorner

JB · Herstellung: wag

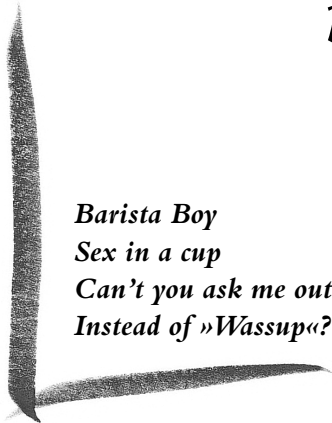
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0766-5

www.blanvalet.de



*Barista Boy
Sex in a cup
Can't you ask me out
Instead of »Wassup«?*

»Barista Boy«
Von Heather Wells

Der Typ hinter dem Tresen mustert mich. Im Ernst.

Er ist ganz schön heiß. Na ja, wie so ein zwanzigjähriger Barista eben aussieht. Ich wette, er spielt Gitarre. Er bleibt bestimmt nachts viel zu lange auf, um Gitarre zu spielen, genau wie ich. Das sehe ich an den leichten Schatten unter seinen grünen Augen mit den langen Wimpern und an seinen wirren, lockigen, blonden Haaren. Offenbar hatte er keine Zeit mehr, sich vor der Arbeit zu duschen, weil er die halbe Nacht noch geübt hat. Genau wie ich.

»Was darf es sein?«, fragt er mich. Aber der Blick! Ein Blick, der definitiv sagt: *Ich schau dich an.*

Dass er mich anschaut, weiß ich, weil hinter mir sonst keiner mehr steht.

Na ja, und warum auch nicht? Ich sehe gut aus, jedenfalls die Teile von mir, die man durch meine unförmige

Winterkleidung sieht. Ich habe heute früh Make-up und Wimperntusche aufgelegt, im Gegensatz zu Barista Boy verstecke ich meine Ringe unter den Augen lieber. Und in meinem Parka sieht man mir die vier – na ja, zugegeben, zehn – Pfund nicht an, die ich über die Feiertage zugenommen habe. Wer zählt denn an Weihnachten schon Kalorien? Oder an Silvester? Oder nach Neujahr, wenn die Weihnachtssüßigkeiten alle heruntergesetzt sind? Schließlich ist ja noch jede Menge Zeit, um bis zur Bikini-Saison in Form zu kommen.

Na ja, okay, das sage ich mir schon seit fünf oder sechs Jahren, und bis jetzt habe ich eigentlich noch nie versucht, für die Bikinisaison in Form zu kommen. Aber wer weiß? Vielleicht klappt es ja dieses Jahr. Ich habe noch zwei Urlaubstage, alles, was mir zusteht, seit ich im Oktober die Probezeit hinter mich gebracht habe. Ich könnte zum Beispiel nach Cancún fliegen. Nur übers Wochenende. Aber immerhin.

Was macht es schon, dass ich fünf oder vielleicht acht Jahre älter bin als Barista Boy? Anscheinend habe ich es immer noch drauf.

»Einen Grande Café Mocha«, sage ich. Eigentlich stehe ich nicht auf aufgeschäumte Getränke mit Schlagsahne obendrauf, aber es ist der erste Tag des Frühjahrssemesters (Ja, genau! Frühling!), draußen ist es echt kalt. Sie haben Schnee angesagt, und Cooper ist heute früh aus dem Haus gegangen, wie üblich mit unbekanntem Ziel, ohne die Kaffeemaschine einzuschalten. Mein Hund Lucy wollte nicht raus, weil es so kalt war, deshalb finde ich wahrscheinlich eine nette Überraschung von ihr vor, wenn ich nach Hause komme, ich brauche wirklich ein bisschen Aufmunterung, damit ich mir nicht mehr selber so leidtue.

Außerdem, wenn ich schon fünf Dollar für eine Tasse Kaffee ausbebe, dann kann ich mir auch was Ordentliches gönnen.

»Ein Grande Café Mocha, kommt sofort«, sagt Barista Boy und wirbelt meine Tasse in der Hand, als sei sie ein Gewehr und er ein Gesetzloser in einem Western.

Oh ja. Er spielt *definitiv* Gitarre. Ob er wohl auch, so wie ich, Songs schreibt und sich nie traut, sie vorzutragen? Zweifelt er wohl auch ständig an seinem Talent, so wie ich?

Nein. Er traut sich bestimmt, vor einem großen Publikum aufzutreten, ich glaube auch nicht, dass er an seinen Texten zweifelt. Ich meine, man braucht ihn sich doch nur anzusehen.

»Soja oder fettarm?«, fragt er.

Ach, du liebe Güte! Ich kann doch meinen ersten Arbeitstag unmöglich mit fettarmer Milch beginnen. Und Soja? Soja?

»Vollmilch, bitte«, erwidere ich. Später kann ich immer noch brav sein. Zum Mittagessen nehme ich nur ein bisschen Hühnerbrust und einen Salat, und vielleicht ein ganz kleines bisschen von dem fettarmen, gefrorenen Joghurt ...

Mmm, vielleicht hat Magda ja auch wieder DoveBars hereinbekommen ...

»Sie kommen mir bekannt vor«, sagt Barista Boy, als er den Betrag in die Kasse eintippt.

»Oh«, erwidere ich und erröte vor Freude. Er erinnert sich an mich. Er sieht jeden Tag Hunderte, wahrscheinlich sogar Tausende von koffeinsüchtigen New Yorkern, aber an *mich* erinnert er sich! Zum Glück ist es draußen so kalt und hier drinnen so warm, dass man meine geröteten Wangen durchaus darauf zurückführen kann, dass mir in meinem Mantel zu warm ist.

»Na ja, ich wohne und arbeite hier in der Gegend«, sage ich. »Ich komme oft hierher.« Genau genommen stimmt das nicht, weil ich dank meines jämmerlichen Gehalts ziemlich sparen muss, vor allem an aufgeschäumten Kaffees, zumal ich in unserer Cafeteria jederzeit Kaffee umsonst trinken kann.

Aber da ist eben kein Mocha-Sirup drin. Auch keine Schlagsahne

»Nein«, sagt Barista Boy und schüttelt seine zerzauste Mähne. »Deswegen nicht. Hat Ihnen eigentlich schon mal jemand gesagt, dass Sie aussehen wie Heather Wells?«

Ich nehme meine Kaffeetasse entgegen. Das ist immer der schwierige Teil. Was soll ich sagen? *Ja, eigentlich ... bin ich Heather Wells.* Dann laufe ich Gefahr, dass er mich ausfragt, weil er glaubt, ich hätte immer Beziehungen in der Musikbranche, was ich nicht habe. Siehe oben: aus Angst, auf der Bühne ausgebuht zu werden.

Soll ich einfach nur lachen und sagen: *Was, tatsächlich?* Was wäre dann später, wenn wir miteinander ausgehen, und er findet heraus, dass ich wirklich Heather Wells bin? Ich meine, eine Zeitlang könnte ich es vielleicht vor ihm verheimlichen, aber letztendlich wird er meinen wahren Namen ja doch herausfinden. Zum Beispiel am Zoll, wenn wir aus Cancún zurückkommen. Oder wenn wir die Heiratsurkunde unterschreiben ...

Also begnüge ich mich mit einem: »Ach, tatsächlich?«

»Klar. Na ja, wenn Sie dünner wären«, sagt Barista Boy lächelnd. »Hier ist Ihr Wechselgeld. Einen schönen Tag noch.«

Ich staune jedes Mal darüber, wie sich die gesamte Stadt auf einen vorhergesagten Schneesturm einrichtet. Laster

mit Salz und Sand rumpeln über die Tenth Street und brechen dabei Äste von Bäumen ab; in den Lebensmittelläden sind Brot und Milch im null Komma nichts ausverkauft; im Fernsehen zeigen sie nichts anderes als die neuesten Daten der Unwetterbeobachtung – aber um den Washington Square Park lungern immer noch die Drogendealer herum.

Wahrscheinlich will uns das sagen, dass wir Amerikaner von unseren schwer arbeitenden Immigranten noch viel zu lernen haben.

Da stehen die Dealer schon wieder, auf dem Bürgersteig in ihren Perry-Ellis-Parkas und gönnen sich ebenfalls Mochaccinos. Da für den Vormittag ein Schneesturm angekündigt ist, sind nur wenige Leute auf der Straße unterwegs, aber die, die an ihnen vorbeigehen, bekommen fröhlich Stoff angeboten.

Natürlich werden ihre Angebote abgelehnt, aber als sie mich erblicken, schreien die Drogendealer freundlicherweise die ganze Liste ihrer Waren in meine Richtung.

Ich würde ja lachen, wenn ich nicht noch so sauer auf Barista Boy wäre. Hinzu kommt noch die Tatsache, dass ich von den Typen schon umringt bin, sobald ich nur einen Fuß aus dem Haus setze. Es scheint ihnen nichts auszumachen, dass ich ihnen noch nie etwas abgekauft habe. Sie zucken nur mit den Schultern, wenn ich erkläre, dass das stärkste künstliche Stimulans, das ich zu mir nehme, Koffein ist. Leider.

Aber ich lüge nicht. Ab und zu trinke ich vielleicht noch ein Bier.

Light, natürlich. Hey, schließlich muss ein Mädchen auf seine Figur achten.

»Was denkst du denn so, wenn jetzt gleich all das weiße

Zeug vom Himmel fällt, Heather?«, fragt einer der Drogen-dealer, ein schwächtiger Kerl namens Reggie.

»Das ist auf jeden Fall besser als das weiße Zeug, mit dem du und deine kriminellen Kumpane handeln«, grolle ich. Dabei erschrecke ich vor mir selber. Gott, was ist denn mit mir los? Für gewöhnlich bin ich superhöflich zu Reggie und seinen Kollegen. Es zahlt sich nämlich nicht aus, wenn man sich die Dealer in der Nachbarschaft zu Feinden macht.

Aber für gewöhnlich bezeichnet mich mein Lieblings-Barista-Boy auch nicht als fett.

»Hey, Baby«, sagt Reggie verletzt. »Du brauchst nicht gleich gemein zu werden.«

Er hat Recht. Es ist falsch, Reggie und seine Freunde als Kriminelle zu bezeichnen, während die Männer im mittleren Alter, die in der Zigarettenindustrie viel Geld verdienen, Senatoren heißen.

»Entschuldigung, Reggie«, sage ich aufrichtig. »Du hast ja Recht. Aber du versuchst jetzt schon seit neun Monaten, mir direkt vor meiner Haustür Stoff anzudrehen, und seit neun Monaten lehne ich jeden Tag ab. Was soll denn deiner Meinung nach daraus werden? Meinst du, ich verwandle mich über Nacht in eine Koks-nase? Das glaubst du doch selber nicht!«

»Heather.« Seufzend blickt Reggie zu den dicken, grauen Wolken am Himmel. »Ich bin Geschäftsmann. Wie geschäftstüchtig wäre es denn, eine junge Frau wie dich, die eine sehr schwierige Lebensphase durchmacht und wahrscheinlich ein bisschen Aufmunterung gebrauchen könnte, einfach vorbeilaufen zu lassen, ohne sie anzusprechen?«

Um seine Worte zu unterstreichen, hält Reggie mir eine Ausgabe der *New York Post* unter die Nase. Auf der

Titelseite verkündet die riesige Schlagzeile: *Wieder zusammen!* Darunter ist ein Schwarzweißfoto meines Exverlobten Hand in Hand mit seiner zukünftigen Braut, Pop-Prinzessin Tania Trace.

»Reggie«, sage ich, nachdem ich einen stärkenden Schluck von meinem Kaffee getrunken habe. Aber nur, weil mir so kalt ist. Eigentlich will ich ihn nämlich gar nicht mehr, weil Barista Boy ihn mir verdorben hat. Na ja, doch, die Sahne will ich noch, die ist nämlich gut für mich. Immerhin ist es ein Milchprodukt, und Milchprodukte gehören zu einem ausgewogenen Frühstück. »Glaubst du wirklich, ich hätte den ganzen Tag über nichts anderes zu tun, als davon zu träumen, wieder mit meinem Ex zusammen zu sein? Da bist du aber völlig auf dem falschen Dampfer.«

In Wahrheit träume ich nämlich den ganzen Tag von nichts anderem, als mit dem Bruder meines Ex zusammen zu kommen, der jedoch völlig unempfindlich für meine Reize zu sein scheint.

Aber das muss ich ja meinem Drogendealer aus der Nachbarschaft nicht auf die Nase binden.

»Entschuldigung, Heather«, sagt Reggie und faltet die Zeitung wieder zusammen. »Ich dachte nur, du wolltest es vielleicht wissen. In New York One heute früh haben sie gesagt, die Hochzeit soll am Samstag in der St. Patrick's Cathedral stattfinden, der Empfang ist im Plaza.«

Ich reiße die Augen auf. »Reggie«, sage ich erstaunt, »du guckst New York One?«

Reggie wirft mir einen milde verweisenden Blick zu. »Ich will doch wissen, wie das Wetter wird, wie jeder New Yorker, bevor ich zur Arbeit gehe.«

Wow. Das ist ja süß. Er sieht sich den Wetterbericht an, bevor er bei mir an der Straßenecke mit Drogen dealt!

»Reggie«, sage ich beeindruckt, »hoffentlich verzeihst du mir. Ich bewundere dein Arbeitsethos. Nicht nur, dass du dich von den Elementen nicht von der Arbeit abhalten lässt, du bist auch noch auf dem Laufenden über die neuesten Klatschgeschichten. Bitte, versuch ruhig weiter, mir Drogen zu verkaufen.«

Reggie lächelt und zeigt dabei sämtliche Zähne, von denen einige – sehr festlich – mit Goldkronen verziert sind. »Danke, Babe«, sagt er, als ob ich ihm gerade eine große Ehre erwiesen hätte.

Ich erwidere sein Lächeln und setze meinen Marsch ins Büro fort. Marsch ist vermutlich das falsche Wort, weil es eigentlich nur eine sehr kurze Strecke ist. Das ist auch gut so, weil ich morgens nur schwer aus dem Bett komme. Wenn ich in Park Slope, an der Upper West Side oder so wohnen würde und jeden Tag mit der Subway zur Arbeit fahren müsste, könnte ich es vergessen. In gewisser Weise kann ich mich echt glücklich schätzen. Ja, klar, ich kann mir kaum einen Café Mocha leisten, und wegen all der Weihnachtsfeiern und Partys, auf denen ich war, passe ich in meine Stretchkordhose Größe 40 nur noch mit Hüfthalter hinein.

Und, okay, mein Ex heiratet eine Frau, die von *People* zu den 50 schönsten Menschen gezählt wird, und ich habe noch nicht einmal ein eigenes Auto, geschweige denn ein eigenes Haus.

Aber wenigstens kann ich mietfrei in einer Wohnung im obersten Stock eines Brownstones wohnen, das nur zwei Blocks von meinem Arbeitsplatz in der coolsten Stadt der Welt entfernt ist.

Den Job als stellvertretende Leiterin des Studentenwohnheims eines New Yorker Colleges habe ich übrigens

nur übernommen, damit sie mir die Studiengebühren erlassen und ich endlich den Abschluss machen kann, den ich laut Lebenslauf, in dem ich ein bisschen geschwindelt habe, schon längst habe.

Ich hatte Probleme, in die School of Arts and Sciences aufgenommen zu werden, weil mein Notendurchschnitt so niedrig war, dass die Dekanin mich nur zulassen wollte, wenn ich vorher noch einen zusätzlichen Mathekurs belege, obwohl ich ihr erklärt habe, dass ich statt Miete die gesamte Buchhaltung für eine süße kleine Privatdetektei mache und mich, das hoffe ich jedenfalls, noch nie vertan habe.

Aber es ist sinnlos, von einer kaltherzigen Bürokratin zu erwarten, dass sie einen wie ein Individuum behandelt.

Deshalb steht mir jetzt mit fast neunundzwanzig Jahren zum ersten Mal in meinem Leben die *Foil*-Methode bevor (und ich muss Ihnen sagen, dass ich nicht die leiseste Ahnung habe, wann und wo ich sie überhaupt jemals werde anwenden können).

Ach ja, und ich schreibe Songs bis tief in die Nacht, obwohl ich leider nicht den Mut aufbringe, sie vor Publikum zu singen.

Aber immerhin. Ich brauche nur zwei Minuten bis ins Büro, und ab und zu sehe ich meinen Chef und Vermieter, in den ich ziemlich verknallt bin, sogar mit nichts als einem Handtuch bekleidet vom Badezimmer ins Ankleidezimmer flitzen, um sich eine frische Jeans zu holen.

Das Leben ist also gar nicht so übel. Trotz Barista Boy.

Allerdings hat es auch Nachteile, so nahe am Arbeitsplatz zu wohnen. Die Leute haben keine Hemmungen, mich wegen völlig unwichtiger Sachen ständig anzurufen, wie zum Beispiel verstopfter Toiletten oder Beschwerden

wegen Lärmbelästigung. Als ob ich, nur weil ich zwei Blocks entfernt wohne, jederzeit vorbeikommen und die Angelegenheiten regeln könnte, die eigentlich mein Boss, der doch im selben Gebäude lebt, in Ordnung bringen müsste.

Aber im Großen und Ganzen mag ich meinen Job, und ich mag sogar meinen neuen Chef, Tom Snelling.

Deshalb bin ich auch ein bisschen sauer, als ich an diesem arktischen Morgen in die Fisher Hall komme und feststelle, dass Tom noch nicht da ist. Meine Verstimmung hat nicht nur damit zu tun, dass jetzt keiner da ist, der würdigen kann, dass ich es vor halb zehn ins Büro geschafft habe. Das heißt, keiner außer Pete, dem Sicherheitsbeamten, der gerade am Telefon versucht, den Klassenlehrer eines seiner zahlreichen Kinder zu erreichen, das offensichtlich die Schule schwänzt.

Auch eine Werkstudentin sitzt am Empfangstresen. Aber sie blickt noch nicht einmal auf, als ich vorbeigehe, so vertieft ist sie in eine Ausgabe von *Us Weekly*, die sie aus der Postkiste gestohlen hat. (Jessica Simpson ist schon wieder auf der Titelseite. Sie und Tania Trace liefern sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen für die häufigste Nennung in den Klatschspalten.)

Erst als ich um die Ecke biege und an den Aufzügen vorbeikomme, sehe ich die lange Schlange von Studenten vor dem Büro des Wohnheimleiters. Zu spät fällt mir ein, dass der erste Tag des Frühlingsemesters auch der erste Tag ist, an dem die meisten Studenten aus den Winterferien zurückkommen, jedenfalls die, die nicht im Wohnheim geblieben sind, um eine Party nach der anderen zu feiern.

Als Cheryl Haebig – eine New York Collegestudentin im zweiten Jahr, die unbedingt ihr Zimmer tauschen will,

weil sie eine fröhliche Cheerleaderin ist, während ihre Zimmergenossin ein Gruftie ist, die den Schulgeist in jeder Hinsicht verachtet und außerdem eine Boa Constrictor als Haustier hält – von der blauen Bank vor meiner Bürotür aufspringt und schreit: »Heather!«, weiß ich, dass ich heute früh Kopfschmerzen bekommen werde.

Na, bloß gut, dass ich mir einen Grande Café Mocha geleistet habe.

Die anderen Studenten, die ich alle kenne, weil sie aus allen möglichen Gründen schon früher bei mir waren, rappeln sich vom kalten Marmorboden hoch, auf dem sie gesessen haben, weil auf der Bank nur zwei Personen Platz finden. Ich weiß, worauf sie gewartet haben. Ich weiß, was sie wollen.

»Hört mal«, sage ich, während ich meine Büroschlüssel aus der Manteltasche ziehe. »Ich habe euch doch schon gesagt, Zimmer werden erst getauscht, wenn alle Austauschstudenten eingezogen sind. Dann sehen wir, was übrig bleibt.«

»Das ist nicht fair«, ruft ein dünner Typ mit Plastikringen in den Ohrmuscheln. »Warum sollte so ein blöder Austauschstudent sich aussuchen können, wo er wohnen will? Wir waren zuerst hier.«

»Es tut mir leid«, erwidere ich. Das stimmt sogar, denn wenn ich ihren Wünschen nachkommen könnte, bräuchte ich mir ihr Gejammer nicht mehr anzuhören. »Aber ihr müsst warten, bis sich alle angemeldet haben. Wenn dann noch Zimmer frei sind, könnt ihr sie haben. Es dauert doch nur noch bis nächsten Montag. Dann weiß ich, wer sich angemeldet hat, aber nicht aufgetaucht ist ...«

Allgemeines Stöhnen ist die Antwort. »Bis nächsten Montag bin ich tot«, versichert einer.

»Oder mein Zimmergenosse«, sagt sein Freund. »Bis dahin habe ich ihn umgebracht.«

»Hier werden keine Mitbewohner umgebracht«, erwidere ich. Ich habe die Tür aufgeschlossen und schalte das Licht ein. »Und ihr selber auch nicht. Na kommt, es ist doch nur noch eine Woche.«

Murrend schleichen die meisten davon. Nur Cheryl folgt mir ins Büro. Sie wirkt aufgeregt, und ich sehe, dass sie ein mausig aussehendes Mädchen im Schlepptau hat.

»Heather«, sagt sie noch einmal. »Hi. Sie haben doch gesagt, wenn ich jemanden finde, der mit mir tauscht, könnte ich umziehen, oder? Ich habe jemanden gefunden. Das ist Ann, die Zimmergenossin meiner Freundin Lindsay, sie hat gesagt, sie tauscht mit mir.«

Ich habe mich aus dem Mantel geschält und ihn an einen Haken an der Wand gehängt. Jetzt lasse ich mich auf meinen Schreibtischstuhl fallen und blicke Ann an. Anscheinend hat sie eine Erkältung, jedenfalls schnieft sie die ganze Zeit in ein zusammengeknülltes Kleenex-Tuch. Ich reiche ihr meine Schachtel, die ich immer bereithalte für den Fall, dass ich Diet Coke verschütte.

»Möchtest du das Zimmer mit Cheryl tauschen, Ann?«, frage ich sie. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand freiwillig mit einer Person zusammenwohnen möchte, die die Wände auf ihrer Seite des Zimmers schwarz streicht.

Aber wahrscheinlich ist es ihr auch auf die Nerven gegangen, dass Cheryls Zimmerseite mit Unmengen von Stiefmütterchen, dem Symbol des New York College, dekoriert ist.

»Ja, ich glaube schon«, erwidert Ann vage.

»Bestimmt«, versichert Cheryl mir fröhlich. »Nicht wahr, Ann?«

Ann zuckt mit den Schultern. »Ja, ich glaube schon«, wiederholt sie.

Ich werde das Gefühl nicht los, dass Ann zu diesem Zimmertausch gezwungen worden ist.

»Ann«, sage ich, »kennst du Cheryls Zimmergenossin Karly? Weißt du, dass sie, äh ... die Farbe Schwarz liebt?«

»Ja«, erwidert Ann, »sie ist ein Gruftie. Ich weiß. Ist schon okay.«

»Und ...« Ich zögere, das Thema anzuschneiden. »Die Schlange?«

»Ja, auch das. Ich meine ...« Sie wirft Cheryl einen Blick zu. »Ich will dich ja nicht beleidigen, aber ich wohne lieber mit einer Schlange zusammen als mit einem Cheerleader.«

Cheryl ist keineswegs beleidigt. Sie strahlt mich an.

»Sehen Sie?«, sagt sie. »Können wir dann jetzt die Formulare für den Zimmertausch ausfüllen? Mein Dad ist nämlich hier, um mir beim Umzug zu helfen, und er möchte noch vor dem großen Blizzard nach New Jersey zurück.«

Ich hole die Formulare aus der Schublade, wobei ich mich dabei ertappe, wie ich mit den Schultern zucke. Genau wie Ann, das scheint ansteckend zu sein.

»Okay«, sage ich und reiche ihnen die Papiere, die sie ausfüllen müssen. Als die Mädchen – Cheryl ganz nervös vor Aufregung, Ann entschieden ruhiger – die Formulare ausgefüllt haben und wieder gegangen sind, schaue ich mir die Berichtsblätter der letzten Nacht an. In Fisher Hall ist rund um die Uhr Personal, ein Wachmann, Werkstudenten am Empfang und Studentinnen, die gegen kostenloses Wohnen als eine Art Hausmütter in den zwanzig Stockwerken des Wohnheims fungieren. Am Ende ihrer Schicht müssen sie alle Berichtsblätter ausfüllen, meine

Aufgabe ist es, den einzelnen Berichten nachzugehen. Das macht den Morgen immer besonders interessant.

Die Berichte reichen von lächerlichen bis hin zu banalen Vorfällen. Letzte Nacht zum Beispiel wurden sechs Bierflaschen aus dem obersten Stockwerk auf das Dach eines Taxis geworfen, das unten auf der Straße vorbeifuhr. Zehn Polizisten vom Sechsten Bezirk kamen und rannten ein paar Mal die Treppen rauf und runter, ohne herauszufinden, wer die Flaschen geworfen hatte.

Am anderen Ende des Spektrums steht die Meldung, dass die Studentin am Empfang anscheinend die Columbia-House-CD des Monats einer anderen Studentin verloren hat, was auf große Empörung stieß. Die betroffene Studentin hat offenbar mehrmals ihre Tür zugeknallt und geschrien: »Ich hasse hier alles!« Die Empfangsstudentin schlägt vor, sie zum Therapeuten zu schicken.

In einem anderen Bericht ist von einem kleinen Aufstand die Rede, weil eine Angestellte der Cafeteria eine Studentin zurechtgewiesen hat, die versucht hat, im Backofen eine englische Muffin-Pizza zu machen.

Als mein Telefon klingelt, nehme ich, dankbar für die Unterbrechung, den Hörer ab. Ich liebe meinen Job wirklich, aber ich muss gestehen, dass er mich intellektuell nicht besonders fordert.

»Fisher Hall, Heather, was kann ich für Sie tun?« Meine letzte Chefin, Rachel, hatte sehr strenge Vorstellungen davon, wie man sich korrekt am Telefon melden sollte. Rachel ist zwar nicht mehr da, aber alte Gewohnheiten legt man nur schwer ab.

»Heather?« Ich höre einen Krankenwagen im Hintergrund. »Heather? Ich bin es, Tom.«

»Oh, hi, Tom.« Ich blicke auf die Uhr. Zwanzig nach neun.

Ja! Er hat mich vor zehn Uhr im Büro erreicht! »Wo bist du?«

»Im St. Vincent's.« Tom klingt erschöpft. Leiter eines Studentenwohnheims des New York Colleges zu sein, ist ein anstrengender Job. Man muss sich um ungefähr siebenhundert untere Semester kümmern, von denen die meisten, mit Ausnahme eines Sommerferienlagers vielleicht, noch nie für längere Zeit von zu Hause weg waren, geschweige denn jemals ein Badezimmer mit einem anderen menschlichen Wesen geteilt haben. Die Studenten, die dort wohnen, kommen mit sämtlichen Problemen zu Tom – Konflikte mit den Zimmergenossen, akademische Themen, finanzielle Sorgen, sexuelle Identitätskrisen. Es gibt kein Problem, mit dem Tom nicht schon konfrontiert war.

Wenn ein Student krank wird, muss sich ebenfalls der Wohnheimleiter darum kümmern. Also verbringt Tom viel Zeit in der Notaufnahme, vor allem am Wochenende, wenn die Kids Alkohol trinken. Und dieser Job – vierundzwanzig Stunden Dienst pro Tag, dreihundertdreißig Tage im Jahr (alle Verwaltungsangestellten des New York College haben zweiundzwanzig Tage Urlaub im Jahr) – bringt ihm nicht mehr ein, als ich verdiene, plus freie Unterkunft und Verpflegung.

Ist es da ein Wunder, dass meine letzte Chefin es nur ein paar Monate lang ausgehalten hat?

Tom scheint allerdings mehr Durchhaltevermögen zu besitzen. Er ist eins achtundachtzig groß und zweihundert Pfund schwer, und er hat früher in Texas bei der Telefongesellschaft gearbeitet. Nach New York ist er gezogen, weil er endlich mal was von der Welt sehen wollte.

»Hör mal, Heather«, sagt Tom müde. »Ich sitze hier be-

stimmt noch ein paar Stunden lang fest. Wir hatten gestern Abend einen einundzwanzigsten Geburtstag.«

»Oh, oh.« Einundzwanzigste Geburtstage sind das Allerschlimmste, weil das unglückselige Geburtstagskind unweigerlich von seinen Partygästen gezwungen wird, einundzwanzig Schnäpse zu trinken. Da der menschliche Körper so viel Alkohol in so kurzer Zeit nicht verarbeiten kann, endet der große Tag meistens im Krankenhaus. Nett, was?

»Ja«, sagt Tom. »Ich bitte dich ja nicht gerne darum, aber könntest du dir meinen Terminkalender vornehmen und die Termine für heute früh verschieben? Ich weiß noch nicht, ob sie den Jungen aufnehmen, und er will nicht, dass wir seine Eltern anrufen ...«

»Kein Problem«, sage ich. »Wie lange bist du schon da?«

Tom stößt hörbar die Luft aus. »Ungefähr seit Mitternacht oder so. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie spät es ist. Er hat es zum Glück nur auf sieben Schnäpse oder so gebracht, bevor er umgefallen ist.«

»Ich kann dich ablösen, wenn du willst.« Wenn ein Student in der Notaufnahme liegt, das Krankenhaus ihn aber noch nicht aufgenommen hat, muss ein Vertreter des New York Colleges die ganze Zeit über bei ihm bleiben. Man darf noch nicht einmal nach Hause gehen, um zu duschen, solange einen keiner ablöst. Das New York College lässt seine Studenten nicht in der Notaufnahme allein. Die Studenten allerdings machen sich meistens nicht einmal die Mühe, Bescheid zu sagen, wenn sie sich selber entlassen, deshalb kann es schon mal vorkommen, dass man da sitzt und sich irgendeine spanische Soap im Wartezimmer anschaut, bevor man erfährt, dass das Kind, auf das man auf-

passen soll, gar nicht mehr da ist. »Dann kannst du wenigstens frühstücken.«

»Weißt du was, Heather«, erwidert Tom. »Wenn es dir nichts ausmacht, möchte ich das Angebot gerne annehmen.«

Es macht mir nichts aus, ich habe schon das Taxigeld aus der Portokasse genommen, noch bevor ich den Hörer aufgelegt habe. Die Portokasse ist so ähnlich wie die Bank im Büro. Leider hatte Justine, das Mädchen, das vor mir den Job gemacht hat, den gleichen Eindruck und hat von dem Geld Keramiköfen für ihre Freunde und Familie gekauft.

Wobei ich bis heute nicht weiß, was ein Keramikofen ist.

Ich verschiebe Toms Termine und stürze den Rest meines Café Mocha in einem Zug herunter. *Wenn du dünner wärst.* Weißt du was, Barista Boy? Mit deinen langen Fingernägeln, die du nicht schneidest, weil du dir keine neuen Zupfplättchen leisten kannst, siehst du aus wie ein Mädchen. Ja, genau. Wie ein Mädchen! Na, wie findest du das, Barista Boy?

Auf dem Weg nach draußen kaufe ich mir schnell noch ein Bagel in der Cafeteria, das ich auf dem Weg ins Krankenhaus essen kann, dann bin ich bereit. Café Mochas sind ja schön und gut, aber sie liefern einem nicht so viel Energie wie ein Bagel. Vor allem ein Bagel mit Cream Cheese (Milchprodukt), auf dem mehrere Schichten Schinken (Protein) liegen.

Ich schlüpfte gerade in meinen Mantel, als ich Magda sehe, meine liebste Kollegin und Chefkassierererin in der Cafeteria. Sie sieht ganz anders aus als sonst.

»Morgen, Magda«, sage ich. »Du glaubst nicht, was Barista Boy heute zu mir gesagt hat.«

Aber Magda, die normalerweise sehr neugierig und außerdem ein großer Fan von Barista Boy ist, wirkt nicht im Geringsten interessiert.

»Heather«, sagt sie, »ich muss dir etwas zeigen.«

»Wenn es die Titelseite der *Post* ist«, erwidere ich, »die hat Reggie mir schon gezeigt. Es ist schon okay, Mags. Mir geht es gut. Ich fasse es kaum, dass sie ihn nach der Geschichte im Pussycat Dolls mit Paris zurückgenommen hat, aber schließlich gehört seinem Dad ihr Plattenlabel. Was soll sie da schon machen?«

Magda schüttelt den Kopf. »Nicht die *Post*. Komm mal mit, Heather.«

Neugierig folge ich Magda den Flur entlang, es muss schon etwas wirklich Weltbewegendes sein, weil sie bisher noch nicht einmal den Anflug eines Lächelns gezeigt hat. Wir gehen am Büro der Studentenvertretung vorbei, das so früh am Morgen noch geschlossen ist, und am Büro von Magdas Chef, das seltsamerweise leer ist. Normalerweise halten sich dort die Angestellten aus der Cafeteria auf, und es ist voller Zigarettenqualm, weil Gerald Eckhardt, der Leiter der Kantine, ein unverbesserlicher Raucher ist. Er darf eigentlich nur vor der Tür rauchen, aber ich erwische ihn ständig mit einer Zigarette im Mund an seinem Schreibtisch, wo er den Rauch zum offenen Fenster hinauspusht und glaubt, dann röche es keiner.

Aber heute nicht. Heute ist das Büro leer und rauchfrei.

»Magda«, sage ich, als sie in ihrem rosafarbenen Kittel durch die Schwingtüren in die laute, dampfende Küche der Cafeteria eilt, »was ist hier los?«

Aber Magda sagt nichts. Sie bleibt neben dem massiven Industrieherd stehen, auf dem ein einzelner Topf aufgesetzt ist. Auch Gerald steht dort. Er wirkt in seinem Anzug

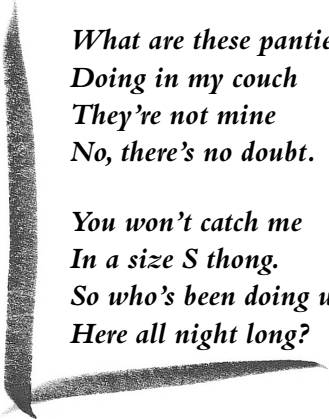
neben seinen Angestellten in den rosa Kitteln ein wenig fehl am Platz, neben ihm werden alle zu Zwergen, weil er so massig ist (eine Folge davon, dass er sein eigenes Rezept für paniertes Hühnerbrustfilet mit Schinken und Käse zu oft probiert hat).

Gerald sieht irgendwie, na ja, verängstigt aus. Das gilt auch für Saundra, die an der Salatbar steht, und für Jimmy, der für die warmen Gerichte zuständig ist. Magda ist ganz blass unter ihrem Make-up. Und Pete – was macht denn Pete hier? – sieht so aus, als wolle er gleich anfangen zu schreien.

»Okay«, sage ich. Was immer hier los ist, ist bestimmt irgendein Witz. Gerald ist ein Meister der schlechten Scherze, von der Gummiratte in der Schreibtischschublade bis hin zur Plastikspinne in der Suppe. »Was ist los? Der erste April ist doch erst in drei Monaten. Pete, was machst du überhaupt hier?«

In diesem Moment streckt Pete, der aus irgendeinem Grund einen Topflappenhandschuh trägt, die Hand aus und hebt den Deckel von dem Topf, in dem es munter vor sich hin brodelt, und ich kann gut erkennen, was darin ist.

2



*What are these panties
Doing in my couch
They're not mine
No, there's no doubt.*

*You won't catch me
In a size S thong.
So who's been doing who
Here all night long?*

»Tanga Song«
Von Heather Wells

In der Cafeteria der Fisher Hall wimmelt es von Menschen, aber es sind keine Studenten. Wir haben den Bewohnern erklärt, die Gasleitung sei defekt, nicht so schlimm, dass das gesamte Gebäude evakuiert werden müsste, sondern lediglich die Cafeteria.

Traurig ist, dass alle noch von der Party gestern Nacht so müde waren, dass sie uns sofort glaubten. Zumindest erhob niemand Einspruch, als ich ihnen die Gutscheine für eine kostenlose Mahlzeit in der Mensa aushändigte.

Jetzt wimmelt es im Speisesaal von College-Dozenten

und Verwaltungsangestellten, von Polizisten und Kriminalbeamten statt von hungrigen Achtzehnjährigen.

Es liegt eine seltsame Stille in der Luft, sodass die Energiesparlampen in den Leuchtern an der Decke lauter als sonst zu summen scheinen. Über dem Summen höre ich Magda schniefen. Sie sitzt mit ihren Kolleginnen auf einer Seite der Cafeteria. Alle tragen sie rosa Kittel und Haarnetze. Ein Polizeibeamter spricht mit ihnen.

»Sie können nach Hause gehen, wenn wir Ihre Fingerabdrücke abgenommen haben«, sagt er.

»Wozu brauchen Sie denn unsere Fingerabdrücke?« Magdas Kinn bebzt aus Angst, vielleicht auch aus Empörung. »Wir haben nichts getan. Von uns hat keiner das Mädchen umgebracht.«

Die anderen Mitarbeiter der Cafeteria murmeln zustimmend. Auch von ihnen hat keiner das Mädchen umgebracht.

Der Tonfall des Polizeibeamten bleibt unverändert freundlich. »Wir brauchen alle Fingerabdrücke, Ma'am, damit wir sehen können, welche von Ihnen stammen und welche vom Mörder, falls er überhaupt welche hinterlassen hat.«

»Ja, das müssen Sie natürlich machen«, kommt Gerald seinen Angestellten zu Hilfe. »Aber ich kann Ihnen versichern, dass von meinen Leuten niemand einen Mord begangen hat. Habe ich Recht?«

Jeder, der einen rosafarbenen Kittel trägt, nickt feierlich. Irgendwie glänzen ihre Augen nicht nur vor Tränen. Ich vermute, es ist Erregung. Sie haben nicht nur ein Mordopfer in ihrer Küche gefunden, sondern sind auch wichtige Zeugen eines Verbrechens und werden deshalb einmal nicht als Cafeteria-Angestellte – nach Meinung der

Studenten die reinsten Parias –, sondern als denkende menschliche Wesen behandelt.

Für einige von ihnen ist das sicherlich das erste Mal.

Ich erblicke den für die Zimmer zuständigen Abteilungsleiter, Dr. Jessup, der mit einigen anderen Verwaltungsangestellten wie benommen an einem Tisch sitzt. Die Entdeckung einer Leiche auf dem Campus hat dazu geführt, dass die Verwaltungsangestellten noch vor zehn Uhr zur Arbeit erschienen sind, trotz des bevorstehenden Blizzards. Selbst der Präsident des Colleges, Phillip Allington, ist da. Er sitzt neben Steven Andrews, dem neuen Basketballtrainer, der äußerst besorgt aussieht. Er hat allen Grund dazu: Die gesamte Uni-Basketballmannschaft des New York College, ganz zu schweigen von den Cheerleaders, wohnt in Fisher Hall, da das Wohnheim dem Winer Komplex, dem Sportzentrum des Colleges, am nächsten liegt.

Es hat schon einmal zwei tote Studenten in diesem Gebäude gegeben, was Fisher Hall den Spitznamen Todestrakt eingetragen hat, die Universitätsangestellten sind deshalb verständlicherweise ein bisschen nervös. Vor allem Präsident Allington, der keine leichte Aufgabe hat. Das weiß niemand besser als ich, schließlich bin ich stellvertretende Leiterin des Todeswohnheims.

Jetzt ist alles noch schlimmer geworden, nicht nur für den Präsidenten, sondern auch für den Vorgesetzten meines Chefs, den für die Zimmer zuständigen Abteilungsleiter, und das weiß er auch. Das Einstecktüchlein in seiner Brusttasche ist ganz zerknittert, als ob jemand – und mit meinen überragenden Ermittlungsfähigkeiten schließe ich messerscharf, dass er selber dieser Jemand war – es benutzt habe. Da er schon seit einer halben Stunde zusam-

mengesunken auf einem Stuhl an einem klebrigen Cafeteriatisch sitzt, hat auch Dr. Jessups Anzug schon Falten bekommen.

»Heather«, sagt Dr. Jessup ein wenig zu herzlich zu mir, als ich auf seinen Tisch zukomme. »Detective Canavan möchte gerne mit Ihnen reden. Sie erinnern sich doch noch an Detective Canavan vom Sechsten Bezirk, oder?«

Als ob ich ihn jemals vergessen könnte.

»Detective«, sage ich und strecke dem leicht zerknittert aussehenden Mann mittleren Alters mit dem graugesprenkelten Schnurrbart die Hand entgegen.

Detective Canavan blickt von der Kaffeetasse auf, die er in der Hand hält. Um seine schiefergrauen Augen haben sich Fältchen eingegraben. Es ist kein Vergnügen, bei der Mordkommission von New York City zu arbeiten. Leider sehen nicht alle Kommissare so aus wie Chris Noth. Mir ist aufgefallen, dass eigentlich keiner so aussieht.

»Schön, Sie wiederzusehen, Heather«, sagt der Detective. Sein Händedruck ist so fest wie eh und je. »Ich habe gehört, Sie haben das Opfer gesehen. Und? Haben Sie einen Verdacht?«

Ich blicke vom Detective zum Obermacker unserer Abteilung und wieder zurück.

»Äh«, sage ich zögernd. Bitten mich Dr. Jessup und Detective Canavan tatsächlich um meine Hilfe bei der Lösung dieses scheußlichen Falles? Das wäre das genaue Gegenteil zu ihrem Verhalten beim letzten Mal. »Wo der Rest von ihr ist?«

»Das hat Detective Canavan nicht gemeint, Heather«, wirft Dr. Jessup mit gezwungenem Lächeln ein. »Er wollte wissen, ob Sie ... es erkannt haben.«

Carol Ann Evans, die Studentendekanin, ja, genau die-

selbe, die mich nicht an ihrem College zulassen wollte, bis ich ihr beweise, dass ich Brüche multiplizieren kann, sitzt zufällig in der Nähe. Als sie das Wort *es* hört, gibt sie ein würgendes Geräusch von sich und hält sich ein zusammengeknülltes Taschentuch vor den Mund.

Dabei weiß ich ganz genau, dass sie nicht einmal einen flüchtigen Blick in den Topf geworfen hat.

Oh. Sie wollen also meine Hilfe gar nicht. Jedenfalls nicht so.

»Na ja«, erwidere ich, »das ist schwer zu sagen.« Ich werde doch hier nicht vor allen Leuten verkünden, dass Lindsay Combs, Homecoming Queen und (jetzt nicht mehr) zukünftige Zimmergenossin ihrer besten Freundin Cheryl Haebig, anscheinend von einem oder mehreren Unbekannten enthauptet worden ist, und man ihren Kopf in einen Topf auf dem Herd der Fisher Hall Cafeteria aufgesetzt hat.

Ich weiß. Iiih.

»Na, kommen Sie, Heather«, sagt Dr. Jessup mit einem Lächeln, das nicht ganz seine Augen erreicht. Zu Detective Canavan sagt er so laut, dass es jeder in der Cafeteria hören kann – vermutlich will er damit vor allem Präsident Allington beeindrucken, der mich sicher nicht kennt, obwohl seine Frau und ich einmal fast von derselben Person ermordet worden sind: »Heather kennt jeden einzelnen der siebenhundert Bewohner von Fisher Hall mit Namen, nicht wahr, Heather?«

»Na ja, im Großen und Ganzen schon«, erwidere ich unbehaglich, »aber nicht, wenn sie ein paar Stunden lang auf dem Herd gekocht haben.«

Gute Formulierung, oder? Dekanin Evans gibt jedenfalls schon wieder Würgegeräusche von sich. Dabei habe

ich es gar nicht absichtlich gemacht. Es kam einfach so aus mir heraus.

Hoffentlich verwendet die Dekanin es nicht gegen mich. Sie wissen schon, wegen meiner Zulassung.

»Und, wer ist sie? Wer ist das Mädchen?« Es scheint den Detective überhaupt nicht zu stören, dass alle in der Cafeteria zuhören. »Ein Name wäre schön.«

Mein Magen hebt sich ein bisschen, so wie in der Küche, als Pete den Deckel vom Topf angehoben hat und ich in diese blicklosen Augen gestarrt habe.

Ich hole tief Luft. In der Cafeteria riecht es ganz normal nach Frühstück... Eier, Würstchen und Ahornsirup. Sie kann man nicht riechen.

Ich glaube es zumindest nicht.

Trotzdem bin ich dankbar dafür, dass ich heute Morgen noch keine Gelegenheit hatte, mein übliches Bagel mit Cream Cheese und Schinken zu essen. Bis jetzt war der Café Mocha mehr als genug. Der Boden des Speisesaales schwimmt ein wenig vor meinen Augen.

Ich räuspere mich. Jetzt geht es mir wieder ein bisschen besser.

»Lindsay Combs«, sage ich. »Sie ist – war – mit dem Verteidiger der Stiefmütterchen zusammen.« Die Stiefmütterchen ist der traurige Name unserer Basketballmannschaft. Sie haben ihren wirklichen Namen, die Berglöwen, in den fünfziger Jahren wegen eines Betrugsskandals verloren, seitdem heißen sie Stiefmütterchen, sehr zur Erheiterung der gegnerischen Mannschaften und zu ihrem ständigen Kummer.

Alle im Raum ziehen scharf die Luft ein. Präsident Alington, der wie üblich seine Interpretation dessen trägt, was ein Student an seinem College anziehen könnte, wenn

wir 1955 hätten, nämlich eine Jacke, auf der New York College steht und eine graue Kordhose, schreit tatsächlich: »Nein!« Auch Trainer Andrews wird blass, das hätte ich vorhersagen können.

»O Gott!«, sagt er. Er ist ein großer Kerl, ungefähr in meinem Alter, mit gegeltem dunklen Haaren und entwaffnend blauen Augen – der schwarzhaarige irische Typ. Wenn er nicht so muskulös wäre, wäre er eigentlich ganz süß. Ach ja, und wenn er überhaupt bemerken würde, dass es mich gibt.

Obwohl natürlich nichts daraus werden könnte, weil mein Herz einem anderen gehört.

»Nicht Lindsay«, stöhnt er.

Ich kann ihn gut verstehen. Cheryl Haebig ist nicht die Einzige, die Lindsay mochte, wir mochten sie alle. Na ja, außer unserer wissenschaftlichen Hilfskraft Sarah. Lindsay war unglaublich beliebt. Sie war der Captain der Cheerleader-Truppe des New York College, mit taillenslangen honigfarbenen Haaren und Brüsten wie Pampelmusen, von denen Sarah immer behauptete, sie seien das Ergebnis plastischer Chirurgie. Manchmal konnte einem Lindsays immer gute Laune zwar auf die Nerven gehen (mir jedenfalls), aber sie hob sich zumindest von den Studentinnen wohltuend ab, die wir normalerweise bei uns im Büro haben – verwöhnte, unzufriedene Gören, die ständig damit drohten, ihren Anwaltsvater anzurufen, wenn wir ihnen nicht ein Einzel- oder ein besonders langes Bett gäben.

»Ach, du lieber Himmel!« Dr. Jessup hatte mir nicht geglaubt, als ich angerufen und gesagt hatte, er solle so schnell wie möglich zur Fisher Hall kommen, weil eine unserer Bewohnerinnen im wahrsten Sinne des Wortes

den Kopf verloren habe. Jetzt schien es ihm langsam zu dämmern. »Sind Sie *sicher*, Heather?«

»Ja«, erwidere ich. »Es ist mit Sicherheit Lindsay Combs, der Kopf der Cheerleader.« Ich schlucke. »Entschuldigung. Das war keine Absicht.«

Detective Canavan hat einen Notizblock aus dem Gürtel gezogen, aber er schreibt nichts hinein. Stattdessen blättert er ihn durch. Ohne aufzublicken fragt er: »Woran haben Sie es erkannt?«

Ich tue mein Möglichstes, um nicht an diese blicklosen Augen zu denken, aber es funktioniert natürlich nicht. »Lindsay trug Kontaktlinsen. In Grün.« Es war ein so unnatürliches Grün, dass Sarah jedes Mal, wenn Lindsay das Büro verlassen hatte, sagte: »Wen zum Teufel will sie damit täuschen? Diese Farbe gibt es in der Natur nicht!«

»Ist das alles?«, fragt Detective Canavan. »Gefärbte Kontaktlinsen?«

»Und die Ohrringe. Sie hatte drei auf einer und zwei auf der anderen Seite. Sie war häufig bei mir im Büro«, füge ich erklärend hinzu.

»Hat sie Probleme gemacht?«, fragt der Detective.

»Nein«, erwidere ich. Meistens kommen die Studenten zu mir, weil sie in Schwierigkeiten stecken oder ein Problem mit ihrer Zimmergenossin haben. Einige jedoch, wie Lindsay, kommen auch, weil sie die kostenlose Geburtenkontrolle nutzen wollen, die ich statt Schokoküssen in einer Dose auf meinem Schreibtisch aufbewahre (sie haben weniger Kalorien). »Sie wollte Kondome.«

Detective Canavan zieht seine grauen Augenbrauen hoch. »Wie bitte?«

»Lindsay kam häufig vorbei, um sich kostenlose Kon-

dome abzuholen«, erkläre ich. »Sie und ihr Freund waren schwer verknallt.«

»Wie ist sein Name?«

Zu spät wird mir klar, dass ich gerade einen meiner Hausbewohner angeschwärzt habe. Trainer Andrews hat es auch schon gemerkt.

»Ach, kommen Sie, Detective«, sagt er. »Mark kann keiner ...«

»Mark und weiter?«, will Detective Canavan wissen.

Coach Andrews blickt sich panisch um, und Dr. Allington kommt seinem Lieblingsangestellten sofort zu Hilfe geeilt.

»Die Stiefmütterchen haben morgen Abend ein sehr wichtiges Spiel«, beginnt der Präsident besorgt, »gegen die East Devils vom Jersey College. Es steht einiges auf dem Spiel.«

Trainer Andrews fügt defensiv hinzu: »Von meinen Jungs hat keiner etwas mit dem Mord an Lindsay zu tun. Ich will nicht, dass sie da hineingezogen werden.«

Detective Canavan klingt nicht einmal so, als ob er lügen würde, aber ich weiß, dass er das tut, als er sagt: »Ich verstehe Ihr Dilemma, Trainer. Ich kann auch Sie gut verstehen, Dr. Allington. Aber ich mache nur meinen Job. Und jetzt ...«

»Ich glaube nicht, dass Sie verstehen, Detective«, unterbricht Dr. Allington ihn. »Das Spiel morgen Abend wird auf New York One ausgestrahlt. Hier geht es um Millionen Dollar für Werbung.«

Mir bleibt vor Erstaunen der Mund offen stehen. Dekanin Evans geht es nicht anders. Sie wirft mir einen Blick zu, und offensichtlich denken wir beide dasselbe: *Wow! Das hat er doch jetzt nicht wirklich gesagt.*

Eigentlich sollte man meinen, dass sie jetzt eine ver-

söhnlichere Haltung wegen meiner Matheprüfung einnimmt, wo wir doch schon mal auf einer Wellenlänge sind. Aber es sieht nicht so aus.

»Sie verstehen leider nicht, Doktor.« Detective Canavans Stimme ist hart und so laut, dass Magda und ihre Kolleginnen aufhören zu weinen und die Köpfe heben. »Entweder sagen Sie mir jetzt den Namen des Freundes von dem Mädchen, oder es kommen noch mehr Mädchen um. Denn ich kann Ihnen garantieren, dass der kranke Bastard, der Lindsay Combs umgebracht hat, es sicher noch einmal versuchen wird.«

Dr. Allington blickt den Detective herausfordernd an, der seinen Blick fest erwidert.

»Mark Shepelsky«, sage ich schnell. »Der Name ihres Freundes ist Mark Shepelsky. Er wohnt in Zimmer zwei-zwölf.«

Coach Andrews sinkt über den Tisch und vergräbt den Kopf in den Armen. Dr. Allington greift sich stöhnend an den Nasenrücken, als habe er plötzlich starke Kopfschmerzen bekommen. Dr. Jessup blickt zur Decke, während Dr. Flynn, der Hauspsychologe, mich traurig anlächelt.

Detective Canavan wirkt jetzt ein bisschen ruhiger. Er schlägt seinen Notizblock erneut auf und notiert sich den Namen.

»Na also«, sagt er. »So schlimm war es doch nicht, oder?«

»Aber«, setze ich an. Detective Canavan seufzt hörbar bei meinem *Aber*. Ich ignoriere ihn. »Lindsays Freund kann nichts damit zu tun haben«, fahre ich fort.

Detective Canavan richtet seinen kalten Blick auf mich. »Woher wollen Sie das wissen?«

»Na ja«, sage ich, »wer immer sie umgebracht hat, hatte einen Schlüssel zur Cafeteria. Nur so konnte er sich hier hineinschleichen, das Opfer zerlegen, wieder saubermachen und den Raum verlassen, bevor das Personal kam. Aber wie hätte Mark an einen Schlüssel kommen sollen? Ich meine, wenn Sie mal darüber nachdenken, müssten eigentlich die Angestellten von Fisher Hall Ihre Hauptverdächtigen sein ...«

»Heather.« Detective Canavan kneift bedrohlich die Augen zusammen. »Kommen Sie auf gar keinen Fall, ich wiederhole, auf gar keinen Fall, auf die Idee, selber in diesem Mordfall zu ermitteln. Das hier war die Tat eines kranken Hirns, und es wäre im größten Interesse aller, vor allem Ihrer selbst, wenn Sie dieses Mal die Ermittlungen den Profis überlassen würden. Glauben Sie mir, wir haben alles unter Kontrolle.«

Ich blinzele verschreckt. Detective Canavan kann einem richtig Angst einjagen. Auch die anderen blicken ganz verängstigt drein, sogar Coach Andrew, dabei ist er mindestens einen Kopf größer als der Detective und ungefähr fünfzig Pfund schwerer – alles nur Muskeln.

Ich würde den Detective nur zu gerne darauf hinweisen, dass ich bei den Morden im letzten Semester nicht meine persönlichen Ermittlungen hätte anzustellen brauchen, wenn er von Anfang auf mich gehört und mir geglaubt hätte, dass es tatsächlich Morde waren.

Aber dieses Mal hat er das ja offensichtlich begriffen.

Ich sollte ihm wahrscheinlich auch sagen, dass ich absolut keine Lust habe, in diesen speziellen Fall verwickelt zu werden. Ich meine, Mädchen in den Aufzugschacht zu stoßen, ist eine Sache, aber ihnen die Köpfe abzuschneiden? Also, damit will ich lieber nichts zu tun haben. Mir wackeln

ja immer noch die Knie, wenn ich daran denke, was ich in dem Topf gesehen habe. Detective Canavan braucht sich gar keine Sorgen zu machen, dass ich dieses Mal auf eigene Faust ermittele. Das überlasse ich nur zu gerne den Profis.

»Hören Sie mir überhaupt zu, Wells?«, will der Detective wissen. »Ich habe gesagt, ich möchte nicht noch einmal erleben...«

»Ja, ich habe verstanden«, unterbreche ich ihn schnell. Ich würde ihm ja gerne noch erklären, dass ich mir sowieso etwas Schöneres vorstellen kann, als mit kopflosen Cheerleadern zu tun zu haben, aber ich halte es dann doch für klüger, mich einfach nur zurückzuziehen.

»Kann ich jetzt gehen?«, frage ich, ich richte die Frage mehr an Dr. Jessup, da er mein Chef ist, na ja, mein direkter Chef ist Tom, aber da Tom gerade versucht herauszufinden, ob irgendwelche Cafeteriaschlüssel fehlen (eine Aufgabe, die ihm zu gefallen scheint, da sie ihn weit weg von dem grausigen Fund im Kochtopf hält), ist Stan derjenige, der meinem Chef am nächsten kommt.

Aber Stan starrt *seinen* Chef, Präsident Allington, an, der wiederum versucht, Detective Canavans Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich empfinde das als Erleichterung, denn dann kümmert er sich nicht mehr ausschließlich um mich. Der Mann kann einem nämlich wirklich Angst einflößen.

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Detective...«, sagt Dr. Allington gerade, »dann ist diese unglückselige Angelegenheit also höchstwahrscheinlich bis heute Mittag nicht aufgeklärt? Mein Büro hat nämlich für heute Nachmittag einen Empfang zu Ehren unserer hart arbeitenden studentischen Sportler geplant, und es wäre eine Schande, wenn wir ihn verschieben müssten...«

Der Blick, den der Detective dem Präsidenten zuwirft, könnte Lava zu Eis erstarren lassen. »Dr. Allington, es geht hier nicht um ein Kind, das nach dem Turnunterricht sein Frühstück in den Umkleideräumen erbrochen hat.«

»Das ist mir durchaus klar, Detective«, sagt Dr. Allington. »Trotzdem hatte ich gehofft ...«

»Um Himmels willen, Phil«, unterbricht ihn Dr. Jessup. Ihm reicht es jetzt. Endlich. »Jemand hat versucht, eine Studentin zu Frikassee zu verarbeiten, und du willst die Salatbar eröffnen?«

»Ich sage ja nur«, erwidert Dr. Allington empört, »dass es meiner Meinung nach am besten ist, wenn dieser Vorfall die normale Routine der Studenten nicht beeinträchtigt. Du erinnerst dich vielleicht noch, dass bei den Selbstmorden, die vor ein paar Jahren stattgefunden haben, gerade die Berichterstattung zahlreiche Nachahmerfälle nach sich gezogen hat ...«

Detective Canavan zieht ungläubig eine graue Augenbraue hoch. »Glauben Sie etwa, dass jetzt ein halbes Dutzend Studenten sich selber den Kopf abschneiden?«

»Ich meine ja nur«, fährt Dr. Allington hochmütig fort, »wenn das Essen abgesagt wird, ganz zu schweigen vom Spiel morgen Abend, dann können wir nicht verhindern, dass die Wahrheit durchsickert. Wir können es nicht lange verschweigen. Und ich rede hier nicht von der *Post* oder *1010 WINS*, sondern von der *New York Times*, vielleicht sogar von *CNN*. Wenn Ihre Leute die Leiche des Mädchens nicht bald finden, Detective, wird sich auch das Fernsehen für den Fall interessieren. Das könnte dem Ruf der Schule sehr schaden ...«

»Kopf ohne Leiche in Cafeteria eines Studentenwohnheims gefunden«, sagt Carol Ann Evans zu jedermanns

Überraschung. Als wir uns alle erstaunt nach ihr umdrehen, fügt sie mit erstickter Stimme hinzu: »Heute Abend in *Inside Edition*.«

Detective Canavan nimmt seinen Fuß von dem Stuhl, auf dem er sich die ganze Zeit über abgestützt hat.

»Präsident Allington«, sagt er, »in ungefähr fünf Minuten werden meine Leute den gesamten Flügel hier für die Öffentlichkeit sperren. Zur Öffentlichkeit zähle ich auch Ihre Angestellten. Wir werden in diesem Fall umfassend ermitteln und bitten Sie um Ihre Kooperation.

Zunächst einmal fordere ich Sie auf, dass Sie und Ihre Angestellten sich entfernen, sobald meine Leute mit ihnen fertig sind. Des Weiteren muss ich Sie darum ersuchen, dass diese Cafeteria geschlossen bleibt, bis ich es für angebracht halte, sie wieder zu öffnen. Wenn ich mich nicht irre« – der Tonfall des Detective schließt das allerdings aus –, »ist heute früh eine Studentin auf dem Schulgelände ermordet worden, und ihr Mörder ist noch unter uns, wahrscheinlich direkt hier auf dem Campus. Möglicherweise sogar hier in diesem Raum. Ich kann mir keinen Umstand vorstellen, der dem Ruf Ihres Colleges mehr schaden könnte. Einen Empfang oder auch ein Basketballspiel zu verschieben, ist nichts dagegen, oder?«

Vermutlich kann man es Dekanin Evans nicht wirklich übelnehmen, dass sie in diesem Moment in nervöses Kichern ausbricht. Die Vorstellung, dass sich unter den Angestellten des New York College ein Killer befindet, würde selbst dem ruhigsten und gelassensten Individuum einen hysterischen Lachanfall entlocken. Eine langweiligere Truppe als unsere kann man sich kaum vorstellen. Gerald Eckhardt, mit seinem heimlichen Rauchen und seiner Fliege, wetzt ein Hackebeil? Coach Andrews in seiner

Jogginghose und der Trainingsjacke hackt ein junges Mädchen zu Tode? Dr. Flynn mit seinen gerade mal hundertvierzig Pfund zerlegt einen Cheerleader mit der Kettensäge?

Es ist einfach unvorstellbar.

Und trotzdem.

Und trotzdem muss selbst Carol Ann Evans mittlerweile klar geworden sein, dass Lindsays Mörder Zugang zur Cafeteria gehabt haben muss. Nur jemand, der in Fisher Hall arbeitet, hat Zugang zu dem Schlüssel.

Das bedeutet, dass jeder der Angestellten ein Mörder sein könnte.

Traurig daran ist nur, dass mich das nicht überrascht.

Wow. Ich bin wohl wirklich eine mit allen Wassern gewaschene New Yorkerin.